

# Heimflug von Australien

Autor(en): **Morgenthaler, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **45 (1958)**

Heft 12: **Haus und Hausgerät**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-35109>

## **Nutzungsbedingungen**

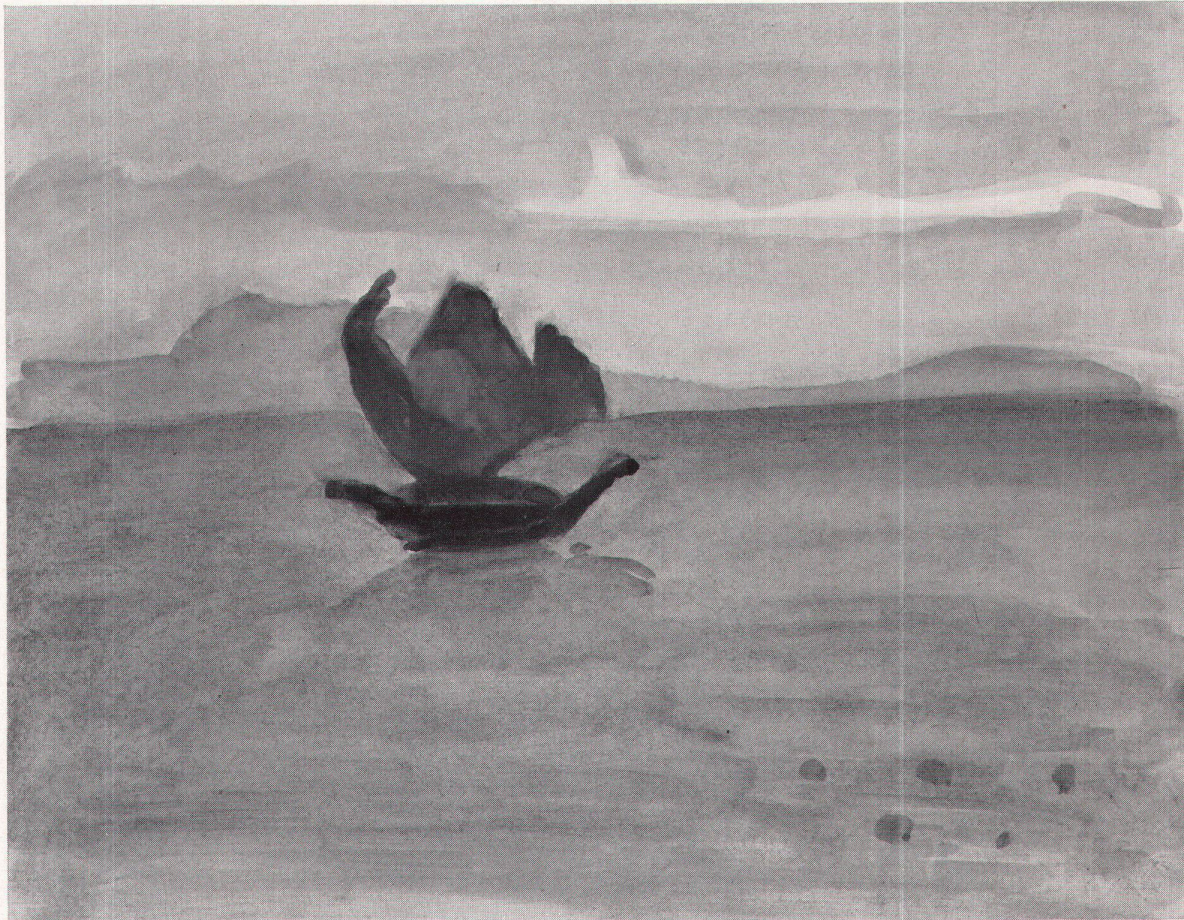
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



1

*Der Maler Ernst Morgenthaler und seine Gattin Sasha Morgenthaler traten im Dezember des vergangenen Jahres eine Flugreise über Siam nach Australien an, wo sie dreieinhalb Monate zu Besuch weilten. Der Rückflug führte sie über Hongkong und Japan nach Nordamerika. Wir freuen uns, aus Ernst Morgenthalers Reiseerinnerungen und aus der reichen malerischen Ausbeute dieser Weltreise das dritte Kapitel, das den Heimflug schildert, und eine Gruppe von Reiseskizzen publizieren zu dürfen.*

Red.

Die erste Begegnung mit dem Fernen Osten in Bangkok hatte uns so starken Eindruck gemacht, daß wir beschlossen, unsere Route zur Heimfahrt, die uns in schnurgerader Linie über Honolulu nach San Francisco geführt hätte, zu ändern. Wir flogen statt dessen nach Hongkong – in zwanzigstündigem Flug, 500 Kilometer in der Stunde. Das macht 10000 Kilometer, eine Distanz, die das Fassungsvermögen eines Menschen übersteigt. Das Flugzeug verwischt einem die Weite, so sehr, daß ich heute gar nicht das Gefühl habe, um die ganze Welt geflogen zu sein. Natürlich, ich war in Australien, in China, in Japan und Amerika. Aber es war ein alter Mann, der im Flugzeug saß und von Hotel zu Hotel geflogen wurde, mit viel Geld im Sack. Es fehlte der Glanz der Jugend, die Spannkraft, die dem Knaben von Kleindietwil jeden Spaziergang auf den Kuechli-irain zum unvergeßlichen Abenteuer gemacht hatte.

Trotzdem – welch großartiges Erlebnis war diese Reise! Welch ein Geschenk des Schicksals, in meinem Alter zu solchem Unternehmen aufgerufen zu sein! Ich denke wie im Traum an das Gewimmel in Kowloon, an die farbigen Straßen von Hong-

kong, die rot und schwarz und wäscheblau aufglänzen in meiner Erinnerung. Ich denke an die Begegnung mit den reisepflanzenden Frauen unter ihren großen volantsbehangenen Hüten. Ich sehe den kleinen Chinesen, der uns herumführte, einen eleganten, europäisch gekleideten Mann, der uns eines Tages auch mit seiner Familie bekannt machte. Aber er wohnte nicht in einem sauberen modernen Haus, wie es unserer Meinung nach zu seiner seidenen Kleidung gepaßt hätte, sondern in einer dreckigen Hütte, die eher einem Hühnerstall glich als einer menschlichen Behausung. Seine junge Frau empfing uns freundlich, fast servil. Sie war umgeben von einer Schar schnudernasiger Kinder, denen sie das Größte rasch mit ihrem Kleid im Gesicht verwischte. Sie war beschäftigt, aus schwarzen Glasperlen Damenhandtaschen zu verfertigen, deren eine wir – nicht weil sie uns gefiel, sondern aus purer Höflichkeit – erwarben. Wir versenkten sie später diskret im Chinesischen Meer.

Eine vierstündige Meerfahrt nach Macao, einer portugiesischen Kolonie, gehört zum Großartigsten unserer ganzen Reise. Ich zeichnete dort die phantastischen Dschunken, die sich mit roten und schwarzen Segeln vom blauen Wasser und vom dünnen durchsichtigen Himmel abhoben. Man kommt in Macao bis auf hundert Meter an die rotchinesische Grenze heran.

1

Ernst Morgenthaler, Dschunke auf dem Chinesischen Meer, 1958.  
Aquarell  
Jonque dans la mer de Chine. Aquarelle  
Junk on the China Sea. Water Colour

Photoapparat und Skizzenbuch – so riet uns unser Führer – sollten nicht betätigt werden, ansonst eventuell auf uns geschossen würde. Als ich unsern Chinesen einmal fragte, ob es nicht unheimlich sei, diesen kommunistischen Koloß im Rücken zu haben, da meinte er lachend, die würden sich wohl hüten, das einzige Fenster nach dem Westen zuzuschlagen, sie profitierten viel zu viel davon.

In Macao gibt es ein wunderbares Restaurant. Nachdem wir dort inmitten von Chinesen Haifischflossensuppe – die beste, der wir je begegneten – und phantasievolle Reisgerichte gegessen, bestiegen wir zwei Rikschas und machten uns auf die Suche nach Papierschlängen. Von einem Papierladen zum andern durchquerten wir die ganze Stadt, gerieten dabei – es war Nacht – in dunkle enge Gäßchen, dann wieder in die farbigen Hauptstraßen. Ein Kometenschwanz von Halbwüchsigen folgte uns, die in uns wohl freigebig Fremde witterten. Moa-moa, hieß es in jedem Geschäft, das hieß: Wir haben nicht, was ihr sucht. Dann bestiegen wir wieder unsere Fahrzeuge, die von halbnackten Kulis im Trab weitergezogen wurden. Es gibt in Macao unzählige Flüchtlinge aus Rotchina. Sie wohnen zusammengepfercht in Hütten vor der Stadt, kaum einen Büchenschuß von der Grenze entfernt. Von Kindern, kranken und gesunden, wimmelt es auch da, wie überall im Osten. Die Chinesen sind ein fruchtbares Geschlecht. – Wir kehrten in der Nacht auf unser Schiff zurück, es wetterleuchtete, und bald brach ein Gewitter los, das unserem Schiff heimleuchtete. Bei Tageseinbruch waren wir wieder in Hongkong.

Aberdeen liegt auf der andern Seite der Hongkong-Insel. Ein unvorstellbares Gewühl von Barken und Dschunken aller Gattungen charakterisiert diesen Ort, und unübersehbar sind die Masten und Stangen, die in den Himmel stechen. Auf einer dieser Dschunken ist ein komfortables Fischrestaurant. In Kasten werden einem die lebenden Fische gezeigt, und man wählt

sie, je nach Hunger, aus. Sie sterben dann einen raschen Tod in der sichtbaren Küche, die auf einer niederen Barke eingerichtet ist. Das Mädchen, das uns zurückruderte, glich meiner Schwester, als sie jung war. Gab ich ihr deshalb das fürstliche Trinkgeld? Ich werde den verwunderten Blick nie vergessen, den sie mir zum Abschied gab. Ihre Hand behielt ich wohl etwas länger als üblich in der meinen.

Dann kam bald Japan. Japan war das Land meiner Jugendträume. Jetzt bin ich wahrhaftig noch dahin gekommen! Aber wie anders sieht die Realisation solcher Träume aus, wenn sie sich in unsern alten Tagen vollzieht und man nur noch eine Sehnsucht im Leibe hat: einmal wieder zur Ruhe, einmal wieder heimzukommen. Morgens um halb drei Uhr, am Tag nach Kaisers Geburtstag, kamen wir in Tokio an. Dort empfing uns liebenswürdig ein Herr, dem wir empfohlen waren, und er führte uns ins Shinagawa-Hotel. Das war wohl die schönste Unterkunft, die wir auf unserer ganzen Tour du monde angetroffen haben. Wir wohnten im Palast eines Prinzen, den dieser in ein Hotel umgewandelt hatte. Die Türen eines großen Zimmers boten Ausblick auf seltene japanische Bäume und einen Tempel, an dem Maurerarbeiten vor sich gingen. Es fiel mir auf, daß alle Arbeiter weiße Handschuhe trugen.

Tokio ist die größte Stadt der Welt, hat dreizehn Millionen Einwohner. Erst jetzt wurde uns bewußt, wie verloren wir hier gewesen wären ohne die rührende Betreuung unserer Freunde. Um aus der Stadt herauszukommen, fährt man eineinhalb Stunden durch endlose Vorstädte. Der Kern der Stadt freilich sprudelt, besonders nachts, von Leben und Betrieb. Was wir dort an Lichtreklamen erblickten, übertraf sogar das, was wir später am Broadway in New York sahen.

Dank der Sprachkenntnisse unserer Freunde zogen wir zwei Tage aufs Land, in ein Hotel am Fuß des Fujiyama. Ich kann nicht behaupten, daß das zu den glücklichsten Erinnerungen





3

gehört. Die ewige Schuh-Auszieherei – sogar um aufs Hüßli zu gehn, mußte man die Schuhe wechseln –, das Essen mit den Stäbchen (ich lerne es nie) – die vom Hotel vorgeschriebene Kimono-Bekleidung – das Schlafen auf dem Boden – und gar das unbequeme Sitzen beim Essen –, all das behagte mir nicht. Ich bin zu sehr Emmentaler, um daran Spaß zu haben. Wenn ich heute an Japan denke, so kommen mir nicht diese Dinge zuerst in den Sinn, sondern wohl das Kabuki-Theater. Dort sah ich das Schönste und Vollkommenste, was ich je auf einer Bühne sah. Rechts saßen die Musikanten, sonst aber beherrschten die Geishas in schwarzen Perücken und herrlichen farbigen Kleidern die Szene. Der Hintergrund der Kulissen war jeweils abgestimmt auf die dominierenden Farben der Kleider. Noch nie hat mir ein Theater harmonischere Eindrücke vermittelt. Hier erfuhr man, welcher Grad der Vollkommenheit möglich ist auf diesem Gebiet. Wie muß es einem Japaner vorkommen, wenn er bei uns ins Theater geht und die scheußlichen bunten Hudeln sieht, mit denen man bei uns – in «Carmen» zum Beispiel – Volksaufläufe inszeniert. Wie unkultiviert sieht das aus neben der Vornehmheit einer japanischen Darbietung. Wir haben den Japanern Abwehrgeschütze und Kanonen geliefert, das einzige, worin wir ihnen überlegen sind. Ihre Städte wurden mit den ersten Atombomben beehrt, die auf einen Schlag 100000 Menschen vernichteten. Ich begreife mehr als je, daß die Japaner eine tiefe Verachtung für Europäer und Amerikaner – für sie der Inbegriff der Unkultur – empfinden. Die Überquerung des Pazifischen Ozeans stand uns nun bevor. Ich fürchtete ein wenig die Anstrengung der langen Luftreise. Am Morgen des 4. Mai flogen wir ab und kamen abends um sechs Uhr nach Honolulu. Blöde, banale Weiber liefen bekränzt herum wie bei uns die Kühe in einem Älplerfestzug. Wir

setzten nach zwei Stunden die Reise fort. Am nächsten Tag war noch einmal der 4. Mai, und am Vormittag erreichten wir glücklich San Francisco. Wir blieben eine Woche dort, genossen das gute Essen in der Fisherman's Wharf mit dem Ausblick auf die Gefängnisinsel und fanden, daß San Francisco mit den schönen Brücken den Ruf wohl verdiene, die schönste Stadt der USA zu sein. In seiner Umgebung sahen wir die stolzesten, dicksten und höchsten Redwoodbäume.

Von San Francisco aus gesehen, kam mir New York in meinem Stalldrang schon vor wie ein Vorort von Höngg. Wir erreichten es in einem eintägigen Flug über Denver–Omaha–Detroit. Großartig war der Blick auf die verschneiten Berge, die erst bei Denver in eine endlose Ebene übergehen. Denver in seiner geometrischen Aufteilung erinnerte uns an australische Städte. In Omaha wurde ein Passagier, ein Filmstar etwa siebzehnter Ordnung, im Triumph abgeholt. Vier mit Tarzanfellen behängte Muskelmänner trugen das platinblonde Geschöpf auf einer Sänfte davon. Es bleckte die Zähne, wie ein Zahnpastaplakat, denn es wollte huldvoll seiner Umgebung zulächeln.

2

Ernst Morgenthaler, Japanischer Goldfischhändler, 1958. Lavierte Tuschzeichnung  
Marchand de poissons rouges au Japon. Encre de Chine  
Japanese Goldfish Dealer. Indian Ink

3

Ernst Morgenthaler, Restaurant der Fisherman's Wharf, San Francisco, 1958. Aquarell  
Restaurant du Fisherman's Wharf, San Francisco. Aquarelle  
Restaurant on Fisherman's Wharf, San Francisco. Water Colour

Wir flogen – wie immer – nach Osten. So war der Tag stets kürzer, als wir meinten. Nachts um halb zwölf Uhr kamen wir in New York an. Von der Terrasse unseres Hotels schauten wir staunend hinein in die tausend erleuchteten Fenster einer Wolkenkratzer-Landschaft, von deren höchsten Zinnen Scheinwerfer gespenstisch ihre Linien über den rötlichen Himmel zogen. Das war ein einzigartiges Erlebnis und wird mir unzertrennlich sein von dem Begriff New York.

Wir blieben sechs Tage in dieser schönen Stadt, die einem deshalb so schön erscheint, weil man sie bald wieder verläßt. Wir verbrachten einen Sonntagnachmittag auf dem Washington Square, inmitten der Musikanten, die sich dort freiwillig produzieren. Es regnete freilich in ihre Gitarren hinein, doch tat das ihrer Musizierfreudigkeit keinen Abbruch. Wir besuchten die Museen, wir spazierten durch die Wallstreet, an der mir im dichtesten Gewühl ein heimatliches Idiom das Ohr erfrischte: «Grüezi Herr Morgedaler, sind Sie auch e chli z'Neuork?» Wir betrachteten das kleine Gotteshaus, das sich inmitten der himmelstürmenden Wolkenkratzer recht naiv ausnimmt. Wir fuhren im Taxi über alle Brücken und besuchten das riesige Gebäude der Vereinten Nationen, das dasteht wie ein auf die Schmalseite aufgestelltes flaches Druckli. Die Malereien in den verschiedenen Sälen haben mir nicht gefallen, mit Ausnahme eines einzigen Wandbildes von Léger, das freilich eher wie kunstgewerblicher Dekor wirkt. Aber ist wohl nicht solcher am Platze hier? Sicher eher als die unglückseligen symbolbeladenen Malereien, denen man sonst dort begegnet. Es ist, als hätte man hier demonstrieren wollen, daß die gegenständliche Malerei als Wandschmuck ausgespielt hat. Warum? Weil es an Genies wie Munch und Hodler fehlt? Ich glaube nicht, daß das der Grund ist. Man hat nicht mehr Zeit und Ruhe, solche Dinge auf sich wirken zu lassen. Léger schmettert ein paar sichere Farben hin, die wirken wie ein Zeichen an der Wand. Das ist wohl, was man heute braucht – keine Christüsser, keine Gedankensymbolik. Wer mit solchem Zeug daherkommt, ist veraltet, bevor das Bild trocken ist. Oder er müßte ein Genie sein! Aber solche erhalten gewöhnlich nicht die öffentlichen Aufträge.

Nach unsern langen Reisen erschien uns die Heimfahrt über den Atlantischen Ozean eine Spazierfahrt. Wir fuhren am Nachmittag des 16. Mai in New York ab und landeten in Lissabon zum Frühstück. Als wir uns den Pyrenäen näherten, fanden wir uns in der Kabine des Piloten zu Besuch. Staunend schauten wir in das komplizierte Getriebe der Hebel und Uhren, die von jungen Leuten bedient wurden. Über ihre Köpfe hinweg sah man die verschneiten Kuppen der Pyrenäen, und bald flogen wir über Frankreich der Schweizer Grenze zu. Die Erde muß rund sein, denn wir flogen immer nach Osten und sind wieder heimgekommen.

Wo war's jetzt am schönsten auf der Welt? Diese Frage wurde oft an mich gerichtet. Mir kam dann der Freund meines Vaters in den Sinn, der lange in Sumatra gewohnt hatte. Als er nach einer Tour du monde heimkehrte und in Zürich sich niederließ, wurde er gefragt, wo es ihm am besten gefallen hätte. Ich weiß noch, wie enttäuscht wir Buben waren, als er antwortete: In Kilchberg! Ausgerechnet in Kilchberg! Ein Sonnenuntergang in Kilchberg werde durch nichts übertroffen. Und als Hamo einen fernöstlichen Freund in die Berge schleppte und ihm im Hochgebirge den majestätischsten Sonnenaufgang zelebrierte, da erhielt er den etwas ernüchternden Kommentar: Just like a sunset in Rangoon!

So ist es wohl überall schön auf der Welt, für jeden am schönsten da, wo er zu Hause ist. Ich gedenke dankbar der schönen Zeit, die wir unterwegs waren, gedenke der vielen Menschen, der braunen und gelben und weißen, die uns alle so lieb begegneten. Aus der namenlosen Menge taucht hie und da ein Gesicht auf, das meine Sehnsucht nach einem fernen Lande wach erhält.

4

Ernst Morgenthaler, Manhattan bei Nacht, 1958. Tusch  
Manhattan la nuit. Encre de Chine  
Manhattan at Night. Indian Ink

